

Katastrophe und Identität: Individuelle und kollektive Aspekte von Vulnerabilität und Resilienz

Bernd Rieken

„Katastrophe“ und „Identität“ sind Begriffe, die in einem Spannungsverhältnis zueinander stehen. Das Substantiv „Katastrophe“ ist aus dem griechischen Verb „katastréphein“ abgeleitet und bedeutet „umkehren“. Eine Katastrophe ist demnach eine Umkehrung, sie bedeutet, um einen alten barocken Topos aufzugreifen, eine „verkehrte Welt“. Das Unterste wird zuoberst gekehrt, und all das, worauf man bisher bauen konnte, gilt nicht mehr. Im Unterschied dazu hat „Identität“ mit einer gewissen Konstanz zu tun. Erik Erikson definiert zum Beispiel Ich-Identität als das bewusste Gefühl „der unmittelbaren Wahrnehmung der eigenen Gleichheit und Kontinuität in der Zeit und der damit verbundenen Wahrnehmung, dass auch andere diese Gleichheit und Kontinuität erkennen“ (Erikson 1981, 18). Entsprechendes gilt für kulturelle bzw. kollektive Aspekte der Identität, bei der es um die Frage geht, durch welche Merkmale Gruppen miteinander verbunden sind. Dabei handelt es sich nämlich größtenteils um dauerhafte Merkmale, um das Kollektiv miteinander zu verbinden. Dazu zählen gemeinsame Ideale, Verhaltensmuster, Wertskalen, Ge- und Verbote etc. (vgl. Hernegger 1981, 14). Damit haben sie enge Bezüge zu Mentalitäten, mit denen zwar nicht immer, aber doch oftmals Strukturen von langer oder längerer Dauer (*longue durée*) gemeint sind (cf. Braudel 2001; Dinzelbacher 1993, XXVIf.).

Demnach könnte man sagen, dass Katastrophen identitätsbedrohend sind. Aus Sicht der tiefenpsychologischen Theorien ist das besonders brisant, weil ihnen ein zutiefst skeptizistisches Menschenbild eigen ist, das unsere Spezies eher durch Schwäche als durch Stärke charakterisiert sieht. Für Sigmund Freud etwa spielt das Ich „die lächerliche Rolle des dummen August im Zirkus, der den Zuschauern durch seine Gesten die Überzeugung beibringen will, dass sich alle Veränderungen in der Manege nur infolge seines Kommandos vollziehen“ (S. Freud 1914d, 97), weil es durch eine schwächelnde Position bei der Vermittlung zwischen Es und Über-Ich charakterisiert sei. Ähnlich sieht es Alfred Adler, der Begründer der Individualpsychologie: „Das seelische Gleichgewicht ist fortdauernd bedroht“ (Adler 1933b, 55), schreibt er. Denn „Menschsein heißt, ein Minderwertigkeitsgefühl zu besitzen, das ständig nach seiner Überwindung drängt“ (ebd., 56).

Aus Sicht der Tiefenpsychologie hat das Individuum demnach ein hohes Vulnerabilitätspotential – aber heißt das auch, dass er wenig resilient ist? Zumindest beurteilen Psychoanalytiker Resilienz deutlich skeptischer als Forscher aus jenen Wissenschaften, die eher von einer mechanistischen Machbarkeitsphilosophie geprägt sind, etwa Behavioristen und andere naturwissenschaftlich orientierte Forscher. Diese kritisierend, schreibt etwa der Psychoanalytiker und Psychotraumatologe Gottfried Fischer, dass die Resilienzforschung „zur völlig irrigen Vorstellung von ‚unverwundbaren Kindern‘ und traumaresistenten Erwachsenen Anlass gegeben“ habe. „Dieser Mythos führte zeitweilig dazu, belastende Umstände und Ereignisse in der Lebensgeschichte zu bagatellisieren“ (Fischer, Riedesser 2009, 161).

Sollte es nun tatsächlich so sein, dass der Mensch als Individuum vornehmlich durch Schwäche gekennzeichnet oder, wie es William Shakespeare formuliert, ein „schwindliges Ding“ ist (Shakespeare 1979, 242) – was bleibt dann? Könnte man vielleicht die Hoffnung auf die Stärke kultureller Einflüsse setzen? Mit anderen Worten: Könnten nicht, wenn der Mensch als Individuum vulnerabel ist, als Ausgleich mentalitätsspezifische bzw. kulturelle Einflussgrößen als der Resilienz förderliche Instanzen fungieren?

Aus älterer psychoanalytischer Sicht ist das relativ abwegig, weil das autonome Individuum ihr Ideal war, das sich in einem mühseligen Prozess und trotz „struktureller Labilität“ der Identität (Hernegger 1982) unter günstigen Umständen zu entfalten vermag. Soziokulturelle Einflussgrößen geraten in dieser Sicht zur vernachlässigbaren Größe. Das Umgekehrte gilt freilich auch, in den empirischen Sozial- und Naturwissenschaften wird das Individuum oftmals zur *Quantité négligeable*, weil sie es sich angelegen sein lassen, nach dem Vorbild der klassischen Physik allgemeingültige Gesetze mit *Objektivitätsanspruch* zu formulieren, was in einem gewissen Gegensatz zur *subjektzentrierten* Perspektive der Tiefenpsychologie steht.

Das sind diametral entgegengesetzte Positionen, die man allerdings ein wenig entschärfen kann, wenn man mit Paul Feyerabend konstatiert, dass die Wissenschaften ihren Gegenstand verflachten, indem sie ihn „einförmiger, ‚objektiver‘ und strengen, unveränderlichen Regeln zugänglicher“ machten (Feyerabend 2003, 16.). Das bedeutet, etwas weniger kritisch formuliert, dass es in jedem Fall nur Perspektiven, Ausschnitte möglich sind, welche die Wissenschaften zu bieten vermögen – eine eigentlich plausible Sichtweise, wie wir seit Immanuel Kants „Kritik der reinen Vernunft“ wissen (Kant 2005). Mit anderen Worten: Dieser Beitrag möchte unter anderem als Plädoyer dafür verstanden werden, sowohl individuelle als auch

kollektive Aspekte im Zusammenhang mit Vulnerabilität und Resilienz zu berücksichtigen. Um das ein wenig anschaulicher zu gestalten, sollen zwei Beispiele aus einer Feldforschung skizziert werden, die ich im Jahre 2008 in Galtür unternommen habe, jenem Ort im Tiroler Paznauntal, welcher 1999 von einer verheerenden Lawinenkatastrophe heimgesucht worden ist (das Folgende nach Rieken 2010, 121–128).

Ein Informant erklärte mir, nach seinen Erlebnissen während der Katastrophe befragt, Folgendes: „Ich merke es selber, wenn du da wieder drinnen bist, dann ist da wieder so eine gewisse Schwere [...]. Ich merke ja selber schon beim Reden, man gräbt sich da immer mehr wieder hinein in diese, ja, in diese Fassungslosigkeit oder in diese, dieses fast Gelähmte. Also es gibt schon wesentlich schönere Themen zu bereden als wie dieses Naturereignis da zu beschreiben. Es ist schon nachher egal, ob das schon fünf Jahre her ist oder zehn Jahre“ (...). Beim Interviewpartner ist demnach ein Schatten geblieben, etwas das sein Leben seither begleitet, obwohl das Geschehen zum Zeitpunkt des Interviews bereits knapp zehn Jahre zurücklag. Im weiteren Verlauf des Gesprächs erwähnt er, dass er früher sehr viel zu tun hatte mit einer gewissen Aggressionsneigung. davon handeln die folgenden Passagen:

„Rieken: Ähm, weil du sagst, du warst früher eh eckiger und kantiger: Was heißt das? Hast du mit Aggressionen Probleme gehabt oder was? Äh, ich kann mir das nicht so genau vorstellen.

Interviewteilnehmer: Wahrscheinlich, also, unbewusst, also, unterdrückt wahrscheinlich, so kann ich mir das vorstellen, dass ich jetzt wahrscheinlich, wenn ich mich geärgert habe, gezeigt habe, das dann durch Fieberblasen gezeigt habe. So habe ich mich da [...] besser kennengelernt [...]. – Mit diesem Thema habe ich auch nichts mehr am Hut.

Rieken: Ja. Es könnte ja sein – das habe ich mir jetzt gerade zusammengereimt –, so eine Lawine ist sozusagen, kann man ja auch als Akt der Aggression der Natur sehen, dass das sozusagen irgendwie so dich an deine eigene unterdrückte Gewalt oder so irgendwie ...

Interviewteilnehmer: ... oder nicht ausgedrückte ...

Rieken: ... nicht ausgedrückte Gewalt erinnert hat, dass dich das deswegen so betroffen gemacht hat ...

Interviewteilnehmer: ... nicht ausgedrückte Aggression, kann vielleicht sein, ja. Du hilfst mir vielleicht weiter (lacht) ...“

Die Beschäftigung mit der „nicht ausgedrückten Aggression“ dürfte in meinem Interviewpartner etwas Wichtiges angesprochen haben, denn am Ende des Zitats heißt es, ich hätte

ihm mit meinen Fragen und Bemerkungen vielleicht weitergeholfen. Und nachdem das Tonband abgeschaltet ist, meinte er, das Interview sei eine Art Psychotherapiesitzung gewesen. Was könnte mit diesen Worten gemeint sein? Vielleicht, dass etwas Belastendes, das sich bisher der Erklärung entzog, nun ins Bewusstsein gerückt und in einer Weise verstanden worden ist, dass auch die damit zusammenhängenden Gefühle verarbeitet werden können. Damit ist konkret der Hinweis auf den Zusammenhang zwischen Innenwelt und Außenwelt gemeint, genauer zwischen innerem Aggressionsstau und äußerer Aggressionsentladung in Gestalt der Lawine.

Bemerkenswert ist, dass dem Informant durch die Lawine seelisches Leid widerfahren ist, obwohl er zwar, so wie viele Dorfbewohner, als Helfer in das Geschehen involviert war, selber aber weder materiellen Schaden zu beklagen noch Freunde oder Verwandte hatte, denen etwas zugestoßen ist.

Das ist beim zweiten Fallbeispiel anders, denn der Interviewpartner, ein zum Zeitpunkt des Unglücks circa 70-jähriger Hotelier, verlor seine Frau sowie seine schwangere Schwiegertochter (das Folgende nach Rieken 2010, 157–168). Während des Gesprächs wird allerdings deutlich, dass er sich sehr um eine Auseinandersetzung mit dem Geschehen und um eine Bewältigung der Schicksalsschläge bemüht hat. So habe er intensive Gespräche über das Geschehen im Freundeskreis und in der Familie geführt. Er sei ferner ein religiöser Mensch und auch nach dem Tod seiner Frau mit ihr in Kontakt geblieben. Er habe intensive Zwiesprache mit ihr gehalten, und sie habe ihm geraten, nicht feige, sondern stark zu sein, zumal er als Angehöriger einer ethnischen Minderheit, der Walser, auf die Leistungen seiner Vorfahren stolz sein könne, die unter widrigsten Umständen das Land kultiviert hätten. Durch die Friedhofsbesuche sei ihm darüber hinaus klar geworden, dass er mit seinem Leid nicht allein stehe, sodass er auch daraus eine gewisse Stärke schöpfen könne. Außerdem führe ihm die Einsicht in die Schicksalsschläge anderer vor Augen, dass er in einer geografisch exponierten Lage siedele, in der keine absolute Sicherheit vorhanden sei. Die Frage nach dem „Warum“ von Schicksalsschlägen lasse sich indes nicht restlos aufklären, denn sie habe mit einer „höheren Macht“ zu tun und mit dem Schicksal des in exponierter Lage siedelnden Bergbewohners. Aber genau diese exponierte Lage sei es auch, welche Galtür zu einem „der schönsten Plätze auf der ganzen Welt“ mache, eine Überlegung, die in ihm eine gewisse Zufriedenheit hervorrufe und ihn Mut schöpfen lasse gegenüber den Widrigkeiten des Lebens.

Obwohl der zweite Informant im Gegensatz zum ersten große Schicksalsschläge hat hinnehmen müssen, scheint er das Geschehen besser verarbeitet zu haben als der erste. Woran mag das liegen? In erster Linie wahrscheinlich an Resilienzfaktoren: Er hat ein inner- und außerfamiliäres soziales Netz, sodass er intensive Zwiesprache mit vertrauten Personen führen konnte. Er hat eine Weltanschauung, die ihm Sinn vermittelt, in dem Fall die katholische Religion. Er ist Angehöriger einer ethnischen Minderheit mit markantem Eigenschaftsprofil, die ihn motiviert, nicht feige, sondern stark zu sein wie seine Vorfahren. Und er akzeptiert, in einer exponierten Risikoregion zu siedeln, die zwar ein intensives Naturerleben ermöglichen, aber auch Gefahren in sich bergen, weswegen man akzeptieren müsse, mit einer gewissen Angst zu leben.

Fast alle Personen, mit denen ich Gespräche geführt habe, haben mir mitgeteilt, dass es drei wesentliche Faktoren gewesen seien, welche geholfen haben, das Geschehen zu verarbeiten: Familie, Dorfgemeinschaft, katholische Religion. Familie und Dorfgemeinschaft fungieren als soziales Netz, das nicht nur ein Wir-Gefühl vermittelt, sondern auch die Möglichkeit bietet, sich über das Geschehen auszusprechen. Das ausführliche Reden über die Katastrophe, das sich nach Aussage der meisten Informanten über ein ganzes Jahr hingezogen habe – statt die schrecklichen Ereignisse zu verdrängen, um möglichst rasch wieder zur Tagesordnung überzugehen – ist ein wesentliches Merkmal der kollektiven Verarbeitung in Galtür.

Das war beim ersten Informanten anders, denn er hat mir erklärt, dass ihm die Gespräche mit den Dorfbewohnern nicht genügt hätten, um sich mit dem Geschehen auseinanderzusetzen. Er habe sich Hilfe außerhalb des Paznauntals bei alternativen Heilern geholt.

Warum dürfte er größere Probleme gehabt haben, das Geschehen zu verarbeiten, als die anderen Personen, welche ich interviewt habe – und vor allem als jener Hotelier, der seine Ehefrau und die schwangere Schwiegertochter verloren hat? Offensichtlich greifen kulturelle Resilienzmuster bei ihm weniger, weil die individuelle Vulnerabilität erhöht ist. Daran zeigt sich, dass es sinnvoll sein kann, nicht nur soziale Faktoren zu berücksichtigen, sondern auch psychologische, in dem Fall tiefenpsychologische. Denn der Hinweis darauf, dass die Lawine mit ihrer zerstörerischen Kraft möglicherweise ein Symbol für die eigene, nicht hinreichend integrierte Aggressivität sein könne, berührt Tiefendimensionen des Individuums, die im Unbewussten schlummern und dennoch wirkmächtig sein können.

Die Bemerkung des Interviewpartners, dass das Gespräch eine Art Psychotherapiesitzung gewesen sei, macht darüber hinaus deutlich, dass das Verständnis um das Geschehen anscheinend um eine Nuance erweitert worden ist. Damit bekommt das Gefühl, bedrückt zu sein, wenn er sich an das Unglück erinnert, eine zusätzliche Erklärung bzw. eine weitere Sinndimension verliehen. Das ist wichtig, denn generell kann man davon ausgehen, dass „Menschen isolierte Tatsachen letztlich nicht ertragen können, weil uninterpretierte Tatsachen von ihnen als Bedrohung empfunden werden“. Daher „haben die Wahrnehmungssubjekte immer eine unaufhebbare Neigung, die ihnen begegnenden Phänomene in Sach- und Entwicklungszusammenhänge einzuordnen, um ihnen dadurch den Stachel der Bedrohlichkeit zu nehmen“, wie der Germanist Wilhelm Köller schreibt (Köller 2004, 837). Eine Katastrophe ist etwas Widersinniges, weil es als isoliertes Phänomen radikal in das Leben der Betroffenen eingreift, und der rote Faden in der Biografie, der einen Gutteil der Identität ausmacht, zerschnitten zu werden droht. Daher sollte das Geschehen integriert werden, was unter anderem dadurch ermöglicht wird, dass man ihm einen Sinn abgewinnt, so widersinnig das im Fall eines Desasters klingen mag. Im erstgenannten Beispiel ist es unter anderem der Hinweis auf den Lawinenabgang als Symbol für innerseelische Vorgänge, im zweiten Fall zum Beispiel die Akzeptanz, dass man in einer Gegend lebt, die als besonders schön empfunden wird, aber gerade dadurch auch mit Gefahren verbunden ist, die man nolens volens akzeptieren muss. Das haben mir auch andere Informanten mitgeteilt: Galtür sei ein wunderbarer Ort, sie würden nie woanders leben wollen, aber eine gewisse Potential zum Tragischen und eine gewisse Angst müsse man einkalkulieren – was auch deswegen interessant ist, weil Angst ein Begriff ist, der in der Katastrophenforschung wenig en vogue ist, weil man lieber von Risiko spricht, aber das nur am Rande. An weiteren Gesichtspunkten, das Geschehen zu integrieren, wurden mehrheitlich genannt: Das ausführliche Sprechen über die Lawine habe zur Folge gehabt, dass die Dorfgemeinschaft gestärkt worden sei, dass man nun bewusster lebe als zuvor oder dass man überhaupt gelernt habe, mehr über persönliche Probleme zu reden. Hinter all dem steht die Frage nach dem Wozu, nach Intentionalität, oder aristotelisch formuliert, die Zielursache bzw. Causa finalis. Im naturwissenschaftlichen Kontext ist sie zu Recht obsolet, aber im Bereich menschlichen Verstehens ist sie unerlässlich. Denn „der Mensch vermag sich Zwecke zu setzen und zu handeln, um diese Zwecke zu erreichen. Sein Handeln wird oftmals erst verstehbar, wenn man um das Ziel weiß, das mit dem erstrebten Endzustand einer Handlung gegeben ist“ (Schiemann 1998) – und dementsprechend ist er auch bestrebt, dem Geschehen um ihn herum einen Sinn oder Zweck zu verleihen. Aus naturwissenschaftlicher Sicht mag das irritierend wirken, aber es geht hier nicht um wissenschaftliche Beweisführungen, sondern darum

das Leben auch mental und seelisch zu bewältigen. Insofern sollten intentionale Aspekte stärker berücksichtigt werden, denn sie helfen mit, Vulnerabilität zu verringern, indem sie die bedrohte Identität stabilisieren und Resilienz stärken. Dabei ist es wichtig, sowohl auf individuelle als auch auf kollektive Aspekte von Vulnerabilität und Resilienz zu achten.

Literatur

Adler, Alfred 1933b/1933c/2008: Der Sinn des Lebens. Hg. von Reinhard Brunner. / Religion und Individualpsychologie. Hg. von Ronald Wiegand. Alfred Adler Studienausgabe, Bd. 6. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Braudel, Fernand 2001: Das Mittelmeer und die mediterrane Welt in der Epoche Philipps II., 3 Bde. 2. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Dinzelbacher, Peter (Hg.) 1993: Europäische Mentalitätsgeschichte. Hauptthemen in Einzeldarstellungen. Stuttgart: Kröner.

Erikson, Erik H. 1981: Identität und Lebenszyklus. Drei Aufsätze. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Feyerabend, Paul 2003: Wider den Methodenzwang. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Fischer, Gottfried, Peter Riedesser 2009: Lehrbuch der Psychotraumatologie. 4. Aufl. München, Basel: Reinhardt (UTB, Bd. 8165).

Freud, Sigmund 1914d/1991: Zur Geschichte der psychoanalytischen Bewegung. In: Gesammelte Werke, Bd. X. 8. Aufl. Frankfurt am Main: S. Fischer, 43–113.

Hernegger, Rudolf 1982: Psychologische Anthropologie. Von der Vorprogrammierung zur Selbststeuerung. Weinheim, Basel: Beltz.

Hernegger, Rudolf 1981: Gesellschaft ohne Kollektiv-Identität. München: Leudemann 1982 (Schriftenreihe des Münchner Instituts für Integrierte Studien, Bd. 3).

Kant, Immanuel 2005: Kritik der reinen Vernunft. In: Werke in sechs Bänden, Bd. II. Hg. von Wilhelm Weischedel. 6. Aufl. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Köller, Wilhelm 2004: Perspektivität und Sprache. Zur Struktur von Objektivierungsformen in Bildern, im Denken und in der Sprache. Berlin, New York: de Gruyter.

Rieken, Bernd 2010: Schatten über Galtür? Gespräche mit Einheimischen über die Lawine von 1999. Ein Beitrag zur Katastrophenforschung. Münster, New York, München, Berlin: Waxmann.

Schiemann, Gregor 1998: Ohne Telos und Verstand. Grenzen des naturwissenschaftlichen Kausalitätsverständnisses. Vortrag am 20. Weltkongress für Philosophie, Boston (Massachusetts), 10.08.–15.08.1998. <<http://www.bu.edu/wcp/Papers/Scie/ScieSchi.htm>> (17.08.2003).

Shakespeare, William 1979: Viel Lärm um Nichts. In: Shakespeares dramatische Werke, Bd. 5. Zürich: Diogenes, S. 157–243.